

# 1

## Werte und Wertewandel

Karen Horn

### **1.2 Orientierung im Wandel: Zu der Entstehung von Werten und ihrer Bedeutung für den Einzelnen und die Politik**

<b>1</b>	<b>Werte – welche Werte, bitte?</b>	<b>38</b>
<b>2</b>	<b>Werte – Produkt der menschlichen Interaktion</b>	<b>40</b>
<b>3</b>	<b>Werte – im Blick auf das Ich und das Du</b>	<b>42</b>
<b>4</b>	<b>Werte – im Blick auf das Wir in der Politik</b>	<b>46</b>
	<b>Das Wichtigste in Kürze</b>	<b>48</b>
	<b>Literatur</b>	<b>49</b>

## 1 Werte – welche Werte, bitte?

Die Begriffe »Wert« und »Werte« verweisen auf das Gute. Sie zielen damit letztlich auf etwas Höheres, die einzelne Person Transzendierendes, auf etwas Absolutes, Universelles – aber die wirtschaftliche Terminologie sorgt für eine abrupte Erdung. Ist das angemessen? Will man so über ideelle Abstrakta sprechen, die den meisten Menschen in ihrem tiefsten Innern wichtig und unabdingbar erscheinen, beispielsweise über Freiheit, Menschenwürde, Sicherheit, Frieden, Ordnung, Wahrheit, Gerechtigkeit oder Gleichheit? Wo sich der ökonomische Wert auch mitnichten absolut, sondern erst im Dreieck aus Zweck, Nutzen und Knappheit als relative Größe des Tauschs ergibt? Zumal der Kurswert an den internationalen Börsen, der Geldwert im Zangengriff von Inflation und Deflation oder der Wert von Immobilien nach aller Erfahrung eine volatile Angelegenheit ist und damit keineswegs etwas in seiner Erhabenheit Beständiges, sondern Sinnbild von Varianz und Kontingenz? Ist das nicht der Gipfel des Ökonomismus, einer kulturell bedenklichen Wahrnehmungsstörung?

Solche missvergnügten Mutmaßungen setzen voraus, dass man das Materielle als etwas zumindest leise Unanständiges wahrnimmt. Das ist ein schon seit der Antike verbreiteter Reflex, womöglich der Frustration über die *Conditio humana* entsprungen, welche die Menschheit seit ihrer imaginierten Vertreibung aus dem Paradies mit der Knappheit ringen lässt. Auf jeden Fall lässt sich dieses Ressentiment nicht leicht aus der Welt schaffen. In der Wirtschaft mag das hinderlich sein. Moralisch erfüllt es manchmal dennoch einen heilsamen Zweck: Falls notwendig, erinnert es daran, dass der Mensch auch noch andere Bedürfnisse hat als jene, die sich auf Heller und Pfennig (oder Euro und Cent) bepreisen lassen.

Abgesehen davon ist es auch wieder kein Zufall, dass im Begriff der Werte das Ideelle einen der materiellen Sphäre entlehnten Ausdruck gefunden hat. Denn erst im Zuge der arbeitsteiligen Ausdifferenzierung der Wirtschaft, der Ausweitung des Handels (vgl. vor allem McCloskey, 2006) und der sich daraus dynamisch ergebenden Prosperitätszuwächse gesellte sich im ethischen Diskurs der Wert dem Begriff der Tugenden hinzu. Hermann Lübke (2006, 59) datiert die »Subsumtion der großen Tugenden, maßgebenden Grundrechte

und Lebensansprüche unter den Wertbegriff« sogar erst auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er erklärt diese »Universalisierung einer primär ökonomischen Kategorie« mit der »modernisierungsabhängig fortschreitenden Interdependenz von Moral und Ökonomie«, die sich im Wesentlichen daraus ergibt, dass das Wirtschaften nun kein Nullsummenspiel mehr darstellt, sondern als Kooperation zum gegenseitigen Vorteil begriffen werden kann.

Es bleibt freilich mindestens noch ein weiteres Problem: dass unter dem gemeinsamen Nenner der Begriffe »Wert« und »Werte« so manches landet, was eigentlich auf allzu ungleichen Ebenen beheimatet ist, als dass man damit ohne weitere Differenzierungen sinnvoll weiterarbeiten könnte. Die pragmatische Definition von Clyde Kluckhohn (1951, 388 ff.) von Werten als »Konzeption des Wünschenswerten« mag für manche Zwecke genügen; präzise ist sie nicht. Ein »letzter« Wert wie zum Beispiel die Menschenwürde ist qualitativ natürlich nicht nur etwas anderes als das gewiss ebenfalls wünschenswerte gute Wetter, er liegt auch jenseits von lebensweltlichen Erscheinungen wie Ehe, Familie, Freundschaft oder Heimat, an die man sein Herz zu hängen pflegt. Außerdem geht im alltäglichen Sprachgebrauch eine ganze Menge an Begrifflichkeiten bunt durcheinander; die Grenzen zwischen Werten, Tugenden, Idealen, Moral und Maximen verschwimmen.

Etwas Ordnung lässt sich mit einer funktionalen Perspektive in dieses Durcheinander bringen: Man stelle sich dafür die Werte logisch an der Spitze einer Pyramide vor. Die Tugenden sind ihnen nachrangig und auf der individuellen Handlungsebene instrumentell zu- oder beigeordnet, ähnlich wie auf gesellschaftlicher Ebene die formalen und informellen Regelwerke, Institutionen und Konventionen. Werte stellen abstrakte Fluchtpunkte des moralischen Denkens dar. Sie lassen sich niemals auf einen bloßen instrumentellen Zweck reduzieren. Sie sind das, was die Menschen »relativ absolut« setzen, wie James M. Buchanan (1989) in Anlehnung an seinen Lehrer Frank Knight sagen würde, und dann um seiner selbst willen anstreben. Werte beanspruchen Geltung »an sich«.

Darüber hinaus stellen Werte, wie Joseph M. Bocheński (1959, 73 f.) betonte, Forderungen zur Tat dar. Auf diese praktische Umsetzung der Werte im individuellen Verhalten zielt der Begriff der Tugenden. Ein tugendhafter Mensch verfügt über Charaktereigenschaften oder tief verinnerlichte Leitlinien, die ihn auf das Gute hin ausrichten. Dabei helfen ihm Ideale, die denklösig perfektionistischen Ausprägungen von Werten. Moral wiederum umfasst individuelle ethische Gesetze den Kanon von Tugenden, den die Werte bedingen und die Maximen auf das konkrete Handeln hin ausrichten. In sozialetischer Perspektive beschreibt die Moral, vielleicht etwas technischer, schlicht die Strukturprinzipien einer guten Ordnung.

## **2 Werte – Produkt der menschlichen Interaktion**

Es gibt eine Vielfalt der Vorstellungen von Werten, also darüber, was das Gute ausmacht und was daraus folgt. Selbst wo sich Menschen nominell auf denselben Wert berufen, verstehen sie oft jeweils etwas anderes darunter, mit erheblichen Folgen für ihr persönliches Handeln wie auch für ihre politischen Forderungen. Wer zum Beispiel den Wert der Freiheit schätzt, der mag in Übereinstimmung mit der Tradition des klassischen Liberalismus vor allem auf den sogenannten negativen Aspekt der Freiheit abheben: die Abwehr von willkürlichem Zwang, wie er vor allem von staatlicher Herrschaft ausgeht. Jemand anderes legt ihn vor allem positiv aus, indem er kritisch nach den materiellen Voraussetzungen fragt, unter denen ein Mensch seine rechtlich gesicherte Freiheit tatsächlich nutzen kann. Wer die negative Sichtweise auf die Spitze treibt, mag am Ende alles tun und fordern, was den Staat nur irgend schwächt; wohingegen der andere den Staat als Umverteilungsmaschine auszubauen sucht. Beides läuft Gefahr, destruktiv zu werden und die Freiheit zu verkürzen.

Woher kommen nun aber diese Werte und die Inhalte, mit denen sich die entsprechenden Begriffe füllen? Dieser Frage kann man sich aus allen möglichen Richtungen in fruchtbarer Weise nähern, unter anderem aus anthropologischer, pädagogischer, psychologischer, soziologischer, kulturwissenschaftlicher oder historischer Perspektive. Hier sei eine ideengeschichtliche Perspektive gewählt und ein Interaktionsmodell der Wertegenese vorgestellt, wie es sich dem Werk von Adam Smith (1723–1790) entnehmen lässt, jenes großen Philosophen der schottischen Aufklärung, der auch als Vater der modernen Ökonomie gilt. In diesem Modell konstituieren sich die moralischen Werte in einem Prozess des Austauschs zwischen den Menschen; sie sind gleichsam »verhandelbar« (Sommer, 2016). Die Analogie zur Wirtschaft ist dabei offensichtlich.

Smith geht von einer kommunikativen, von Natur aus auf Interaktion ausgerichteten Disposition des Menschen aus, der als ein soziales Wesen und mit praktischer Vernunft begabt zu denken ist. In seiner – allzu oft vernachlässigten – »Theory of Moral Sentiments« beschäftigt sich Smith (1982) mit der Art und Weise, wie die Menschen ihre moralischen Urteile fällen. Auf der Basis umfangreicher Beobachtungen beschreibt er eine universelle Mechanik, nach der nicht nur die abstrakte Vorstellung von Werten ungeplant, gleichsam als Nebenprodukt in und aus der Interaktion der Menschen entsteht, sondern auch die davon informierte konkrete Handlungsanleitung des Individuums an sich selbst. Werte und Tugenden werden also nicht gesetzt, sondern gefunden, immer wieder aufs Neue. Die Interaktion ist ein Entdeckungsverfahren. Dieser Prozess verläuft ganz analog zur Entstehung und Mehrung von Wohlstand, wie sie Smith (1981) in seinem späteren, heute unter Ökonomen bekannteren Buch »Wealth of Nations« aufgedröselt hat.

Mit Interaktion ist dabei alles gemeint, bei dem verschiedene Menschen miteinander in Berührung kommen und sich zueinander verhalten: jeder in seinem näheren und weiteren Umfeld; mit sämtlichen Personen, die er absichtlich oder unabsichtlich frequentiert; regelmäßig oder auch nur ein einziges Mal; nicht nur in der Familie, im Nahbereich, sondern selbst dann, wenn er sie nur flüchtig kennt wie heutzutage die Kassiererin im Supermarkt oder den noch nie gesehenen Facebook-»Freund«. Eine relevante Interaktion findet auch dann statt, wenn Menschen, die sich zufällig im selben Zugabteil wiederfinden und einen bösen Blick austauschen, weil Taschen nicht auf die Sitze gehören – wofür hinter die Frage steckt: Wie gehen wir miteinander um?

In jeder dieser Interaktionen – einem Geschäft, einem Gespräch, aber auch nur einem kurzen Austausch von Blicken – halten Menschen einander einen Spiegel vor (Horn, 2012). Sie billigen und missbilligen das Verhalten anderer; zugleich erleben sie selbst Billigung und Missbilligung durch andere. Und da die meisten Menschen emotional zu einem gewissen Maß auf Lob und Anerkennung angewiesen sind, neigen sie dazu, ihr Verhalten so auszurichten, dass sie möglichst viel Billigung und wenig Missbilligung erhoffen können. Dieses Muster gilt selbst bis hinein in die Echokammer, die man sich in den sozialen Medien konstruiert hat.

Was als wertvoll und tugendhaft gelten kann, ist also nicht vorgegeben und auf ewig festgeschrieben, sondern es konstituiert und justiert sich im jeweiligen Kontext immer wieder aufs Neue. Der Einzelne erfährt und erkennt es einerseits aus der spontanen Reaktion seiner Mitmenschen und andererseits aus dem Zuspruch oder Tadel des eigenen Gewissens, des »idealen Mannes in der eigenen Brust« oder des »unparteiischen Zuschauers«, wie es Smith (1982, III.3.28 und III.3.38) mit einem schönen Bild ausgedrückt hat. Beide Mechanismen wirken zusammen. In den fortlaufenden Rückkopplungen fällen die Menschen als Individuen ihre moralischen Urteile und verhandeln nebenbei im Kollektiv auch die für die Gemeinschaft relevanten Werte. Man nehme das Beispiel »Hate Speech«: Wer vor all den Scheußlichkeiten im Netz nicht verstummt, sondern protestiert und argumentativ dagegenhält; wer die Frage öffentlich erörtert, was sich eigentlich im Netz gehört und was nicht; auch wer hässliche Stimmen »entfreundet« oder »blockiert« – der nimmt am Prozess des gesellschaftlichen Verhandels von Werten teil.

Wenn Werte etwas immer erst Entstehendes sind, etwas Emergentes, das im Prozess des interaktiven Aushandelns nicht bloß als Mittelwert-Kompromiss gefunden, sondern überhaupt erst entdeckt und immer wieder neu angepasst wird, dann ist auch absehbar, dass auf Dauer durchaus eine Vielzahl an Werten nebeneinander existieren kann. Zwar mögen sich in der Interaktion einige universelle, halbwegs verbindende Grundwerte herauskristallisieren, die das

Miteinander überhaupt erst auf eine tragfähige Basis stellen; darüber hinaus jedoch entfaltet sich ein Wertepluralismus. Je regelmäßiger, enger und intensiver die Interaktion der Menschen ist, desto stärker ausgeprägt dürfte im Allgemeinen der Gleichklang ihrer Werte sein. Gerade im Nahbereich pflegt man besonders empfindlich gegenüber Missbilligung zu sein. Und je seltener, loser und beiläufiger die Interaktion der Menschen ist, desto stärker unterscheiden sich im Regelfall ihre jeweiligen Werteportfolios.

Technisch gesprochen, entwickelt sich in diesem – keinesfalls linearen – Prozess ein immer weiter evolvierendes Sozialkapital an Werten, Überzeugungen, Vorstellungen von Moral und Tugenden, Sitten, Konventionen und Traditionen. Auf der letzten Aggregationsstufe entsteht damit auch das, was man als den elementaren, vielleicht nur rudimentären gemeinsamen Wertekanon in einer Gesellschaft bezeichnen mag; gleichsam das Substrat dessen, was eine Gruppe normativ eint und ihr Zusammenleben erleichtert. Ein solcher Kanon kommt allerdings eben nicht in Gestalt einer in Stein gemeißelten Hierarchie von Werten daher, die nicht zu hinterfragen sind. Er kann kaum mehr sein als ein seinerseits ephemeres Grundverständnis, das den darüber hinausgehenden Wertepluralismus ermöglicht und ihn zugleich erträglich macht – und die Gesellschaft damit zusammenhält.

### **3 Werte – im Blick auf das Ich und das Du**

Für den einzelnen Menschen bedeuten Werte eine Mühe und eine Notwendigkeit. Aus der gesellschaftlichen Vogelperspektive mutet die Genese der Werte wie ein Wunder an; für jeden Einzelnen ist der niemals abgeschlossene Prozess der Entdeckung und Anpassung von Werten und der Herleitung der sich an sie anschließenden persönlichen Tugenden eine Herausforderung. Das Ich ist schließlich das handelnde Subjekt, das seinen Teil beitragen muss. Nicht nur gilt es, die Wünsche und Begierden an den materiellen Möglichkeiten zu orientieren, was die praktische Vernunft fordert. Jeder Mensch muss zudem damit umgehen, dass gleich zwei Kategorien von Instanzen über sein Verhalten zu Gericht sitzen: einerseits die mit ihm interagierenden Menschen, »die anderen«, die ihm ungefragt durch ihre Reaktion eine Rückkopplung geben, und andererseits das eigene, mitunter noch strengere Gewissen.

Die Reaktionen anderer Menschen sind umso relevanter, je mehr man sich diesen verbunden fühlt. Missbilligung und Tadel von jemandem, den man bewundert oder sogar liebt, können peinigend sein; Billigung und Lob hingegen sind Labsal. Aus dem von tiefer Zuneigung geprägten familiären Umfeld sind negative Reaktionen auf etwas, was man getan und gesagt oder zu tun und zu sagen unterlassen hat, üblicherweise viel schwerer auszuhalten als eine

herbe Rüge im Berufsleben. Und zornige Kommentare von Freunden treffen einen empfindlicher als das hässliche Grundrauschen in den sozialen Medien, wo die fehlende Unmittelbarkeit und die Abstraktheit des Kontakts es gewissermaßen zur Normalität haben werden lassen, dass fremde Menschen einander beleidigen. Dass man Unbekannten nicht nahesteht, hilft gegen zu große Betroffenheit.

Sein eigenes Tun so zu kontrollieren, dass man es sich nicht gerade mit jenen Menschen verscherzt, die einem wichtig sind, bedeutet freilich Mühe. Dies ist die Schule, durch die schon jedes Kind geht, das erzogen wird, und seien die Eltern noch so behutsam. Jede Grenze, die gesetzt wird, ist das Ergebnis einer Kollision. Grenzen auszutesten, ist eine Verlockung, und die sanktionierte Überschreitung bereitet Schmerz. Mit der Abnabelung von den Eltern und der rechtlichen Volljährigkeit ist dieser Lernprozess im Leben eines Menschen mitnichten beendet; er prägt dessen ganzen Weg – im Erwachsenenalter nun allerdings im Normalfall in einer komplexeren, weil bewusst reflektierten Weise.

Wenn er gegen die Werte anderer verstoßen hat, internalisiert der erwachsene Mensch dies als Erfahrung; er sucht sich oft auch bewusst einen Reim darauf zu machen. Er rationalisiert. Es ist schlicht einfacher, das Richtige zu tun, wenn man weiß, warum. Mithilfe der intellektuellen Analyse entziffert er den Wert hinter der mühsam eingeübten Tugend. So ist hinter der Tugend der Wahrhaftigkeit der Wert der Wahrheit zu entdecken; die Tugenden der Toleranz und der Barmherzigkeit führen auf die Werte der Menschenwürde und der Freiheit zurück. Das Wissen über diese Zusammenhänge wirkt seinerseits verhaltensprägend. Man meidet in bedrängter Lage die bequeme Lüge nicht mehr nur aus Furcht vor Strafe, sondern weil man einsieht, dass sie dem übergeordneten Wert der Wahrheit abträglich ist. Der kategorische Imperativ richtet sich vor einem auf: »Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde« (Kant, 1977, 51). In diesem Moment wird das unbewusst Gewusste bewusst.

Der Verstand verkompliziert die Angelegenheit freilich dadurch, dass er falsches Lob und falschen Tadel zu durchschauen hilft. Wen beschlich nicht schon einmal der Eindruck, ein Lob sei wohlfeil, die Begründung gar zu dürftig? Wer ist nicht schon einmal für etwas gepriesen worden, was sein Verdienst gar nicht war? Schon das Kind, das genau weiß, dass es ein Lob nicht verdient, tut sich schwer, es einzuheimsen, ohne rot zu werden. Wen hat nicht schon einmal der heilige Zorn gepackt, weil er für etwas getadelt wurde, das er nicht zu verantworten hatte? Oder wenn ihm etwas angehängt wurde, auf dass man ihn mit bösen Worten überziehen könne? Das menschliche Sehnen nach Billigung und die Furcht vor Missbilligung sind nicht voraussetzungslos: Wer gelobt wird, will das Lob verdienen; wer getadelt wird, will auch dies verdient haben.

Das moralische Urteil darüber zu fällen, ob und inwiefern das eigene Tun löblich ist, setzt einen Maßstab voraus. Dieser ist nicht schon vorfindlich, sondern jeder Mensch muss ihn erst erwerben, ihn sich erarbeiten. Im Modell von Smith wird dieser Maßstab zum einen aus der gesammelten Erfahrung im Umgang mit anderen Menschen gespeist, gleichsam aus geronnenem Feedback, und zum anderen aus dem, was einem das Gewissen eingibt. Das Gewissen hat neben der Erfahrung, die normative Kraft zu entfalten vermag, seine eigenen Quellen: den allfälligen Einblick in das Göttliche ebenso wie die Vernunft, die analytisch immer dann zum Tragen kommt, wenn das urteilende Subjekt innerlich Abstand nimmt und auf sich selbst schaut, als wäre es ein Dritter, ein unbestechlicher Fremder, der Smith'sche »unparteiische Zuschauer«. Sich unter stetem Bemühen um Objektivität mit sich selbst auseinanderzusetzen, ist eine Last. Das »Tribunal in der eigenen Brust« (Smith, 1982, III.3.32) kann unerbittlich sein.

In diesem Prozess erwirbt der Mensch aber etwas Unverzichtbares: eine Richtschnur für sein künftiges Handeln. Die Simultaneität, mit der aus der notwendig unvollkommenen und unvollständigen Bewertung von Vergangenen eine Anleitung für die Zukunft erwächst, mag paradox erscheinen – sie ist es aber nicht, wie vielleicht eine Analogie aus der Ökonomik zu verdeutlichen vermag. Auch der Nachfrager oder Anbieter auf dem Markt passt sich nicht wirklich an den Gleichgewichtspreis im Steady State an, der sich ja überhaupt erst herausbilden müsste – wenn er nicht ohnehin nur eine Abstraktion wäre. Jedenfalls passt sich das Wirtschaftssubjekt an den momentanen, für ihn in seinem jeweiligen Umfeld relevanten Preis an. Damit trägt es zur Preisentwicklung in der längeren Frist bei, zur dynamischen Bewegung in der Richtung jenes Gleichgewichtspreises im Steady State, den man in der Realität indes nie erreicht. Die Orientierung ergibt sich schon in und aus dem Unfertigen.

Auch wenn Werte nur provisorischer Natur sind, auch wenn es sie im laufenden Verfahren also immer wieder zu prüfen und aufs Neue zu bestimmen gilt – man verfügt wenigstens über eine Arbeitsgrundlage, einen Kompass. Werte liefern die übergeordneten Kriterien, nach denen man im Blick zurück das eigene Verhalten beurteilt: Habe ich richtig oder falsch gehandelt? Was hätte ich besser machen sollen? Und wie hätte ich es besser machen können? Die nachträgliche »Gerichtsverhandlung« zwischen dem Subjekt und seinem eigenen Gewissen ist, wenn es heikel wird, besonders unangenehm; denn noch mehr als ein negatives Urteil Nahestehender fürchten die meisten Menschen das eigene harte Verdikt. Sich selbst nicht mehr im Spiegel anschauen zu können, ist eine bittere Strafe. Positiv gewendet: Unter der Drohung der Sanktion durch das eigene Gewissen wachsen die Maximen für die Zukunft.



Werte sind unverzichtbar, wenn es nach vorne schauend darum geht, den Möglichkeitsraum für das eigene Tun so zu strukturieren und zu begrenzen, dass man handlungsfähig wird. Das bedeutet, dass man seinen natürlichen, spontanen Impuls einer zusätzlichen Kontrolle unterwirft. Man fragt also nicht nur nach Vernünftigkeit und Effizienz, also danach, ob dieser Impuls dem eigenen aufgeklärten Interesse dient, sondern auch, ob er sich in die eigene Werteskala einfügen lässt. Gier zum Beispiel ist ein natürlicher Impuls und Diebstahl im Zusammenhang damit eine naheliegende Tat, aber die Vernunft sagt einem, dass man damit nicht weit kommt. Das Gewissen bestärkt die Vernunft: Selbst wenn man unentdeckt bliebe, wäre es doch nicht gut. Man verstieße gegen sämtliche Werte, die den Respekt vor fremdem Eigentum gebieten und Diebstahl zur (verbrecherischen) Untugend machen: Freiheit, Menschenwürde, Sicherheit, Ordnung, Gerechtigkeit.

Werte als Richtschnur senken die Entscheidungskosten im Alltag. Das ist umso hilfreicher, je mehr man in seinem Leben mit Unsicherheit und unbekanntem Situationen umgehen muss. Es wäre schlicht lähmend, wenn der Mensch immer wieder komplizierte und langwierige bewusste Abwägungskalküle absolvieren müsste, bevor er auch nur zur kleinsten Tat schreiten kann. Die Werte an der Spitze seiner normativen Pyramide geben ihm eine grundsätzliche Richtung vor, und je mehr er sich Klarheit über die daraus folgenden Maximen verschafft und die den Werten zugeordneten Tugenden verinnerlicht hat, desto weniger Zeit und Mühe muss er aufwenden. Seine Selbstkontrolle läuft gleichsam automatisiert – und sie ist dank der interaktiven Wertegenese, an der er beteiligt ist, dennoch auch in der Lage, sich an neue Konstellationen anzupassen.

Der Mühsal, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen und das eigene Verhalten nicht nur durch die Vernunft, sondern auch mit dem Gewissen zu kontrollieren, steht die Herausforderung gegenüber, auch im Hinblick auf das Verhalten der anderen Menschen zu moralischen Urteilen zu gelangen. Im Prozess der Interaktion ist das laufend erforderlich. Diese Beurteilung geht grundsätzlich analog zu der Auseinandersetzung des Einzelnen mit seinem Ich vonstatten – allerdings mit der entscheidenden Schwierigkeit, dass man sich nur unvollständig in andere Menschen hineinversetzen kann. Je näher man jemanden kennt, desto besser dürfte dies gelingen, aber es verbleibt zwangsläufig eine Kluft.

Im Allgemeinen fällt man sein Urteil über andere im Analogieschluss. Man fragt sich, wie man selbst handeln würde, wenn man sich in der Lage des anderen befände, und dies konfrontiert man dann mit den vorfindlichen Werten. Das ist eine nicht schlechte, aber unvollkommene Annäherung, weil man sich damit schon in der Erhebung des Befunds zum Maß der Dinge macht, noch bevor

die Werte zum Anschlag zu bringen sind, unter denen man sein Urteil fällt. Relevanter wäre, wie man handeln würde, wenn man sich in der Lage des anderen befände und tatsächlich der andere wäre – also nicht nur versehen mit dessen objektiven Möglichkeiten und Restriktionen, sondern auch mit dessen subjektiven Empfindungen, Bedürfnissen, Träumen, Wünschen und Prägungen. Doch auf diese Frage lassen sich keine Antworten finden; hierzu fehlt dem Menschen die Vorstellungskraft. Also behilft man sich.

## **4 Werte – im Blick auf das Wir in der Politik**

Eine unverzichtbare Richtschnur sind Werte nicht nur für das individuelle Handeln, sondern auch im Hinblick auf die gemeinsamen Belange aller Bürger, also in der Politik. In der Diskussion darüber herrscht Verwirrung. Manch einer ist den ganzen Wertediskurs leid, was vor dem Hintergrund verständlich ist, dass die Anrufung von Werten in einer Diskussion oft einen Gesprächsabschluss bewirkt und weniger der Suche nach neuen Wegen unter der Prämisse dieser Werte dient. Wen beispielsweise hat seinerzeit nicht der ständige Verweis Bundeskanzler Helmut Kohls auf den Frieden in Europa ermüdet? Wer fand es nicht in der Sache wenig erhellend, sich dies auch immer dann anhören zu müssen, wenn es vor allem um die technische Frage ging, ob eine Währungsunion schon vor einer weitreichenden politischen Integration eine gute Idee sei?

Es dürfte mit solchen Sackgassen zu tun haben, dass mancher den öffentlichen Wertediskurs als hohl empfindet. Die Gegenreaktion indes ist nicht minder überzogen. So hagelte es Spott über die moralisch – humanitär – untermauerte Entscheidung von Bundeskanzlerin Angela Merkel in der Flüchtlingskrise 2015; manche Kommentatoren meinten, darin gar eine weibliche Schwäche zu erkennen. Ähnlich waren die Reaktionen, als die Bundeskanzlerin Donald Trump nach dessen Wahl zum amerikanischen Präsidenten die westlichen Werte in Erinnerung rief. »Moralismus« sei das, hieß es, reine »Gesinnungsethik«, in der Politik fehl am Platz. Gewählte Volksvertreter hätten sich pragmatisch auf die Interessen des Landes zu fokussieren. Ein damit verwandter Vorwurf lautet, Politiker verfehlten ihr Mandat, wenn sie versuchten, ihre eigenen Werte durchzusetzen. In der Demokratie beziehe sich ihr Auftrag nur darauf, die Wünsche und Wertvorstellungen der Wähler aufzunehmen und sie als Richtschnur des staatlichen Handelns anzuwenden.

All dies ist ein Missverständnis oder zumindest eine Überzeichnung. Sie beruht abermals auf einer Unterschätzung oder zumindest einer Fehleinschätzung des interaktiven Prozesses der Wertegenese in der Gesellschaft, an dem sich wie alle sonstigen Bürger natürlich auch Politiker zu beteiligen haben. Diese

müssen es schon deshalb, weil die Öffentlichkeit ihre Plattform ist. Gewählte Politiker sind dabei nicht nur passive Sprecher der Wähler, Roboter des Mehrheitswillens, sondern sie sind Individuen, freie und eigenständige Personen, die aktiv ein politisches Angebot entwerfen und vertreten.

Was Politiker in den öffentlichen Diskurs hineingeben, in dem niemals bloß politische Entwürfe, sondern immer auch die sie leitenden Werte (mit-)verhandelt werden, hat immer zwei Facetten: die vorgeschlagenen konkreten Maßnahmen und die Motivationen dahinter. Die Motivationen speisen sich dabei sowohl aus den – je nach Person und politischer Prägung wahrscheinlich unterschiedlich wahrgenommenen – Interessen des Landes als auch aus übergeordneten Werten. Beides gehört zusammen, greift ineinander und ist als Gesamtpaket der Beurteilung durch den Wähler unterworfen. Politiker werden schließlich nicht nur mit Blick auf ihren praktischen Erfolg in Sachfragen gewählt, sondern auch für ihren jeweiligen Standpunkt, ihre Ideologie, ihr Programm: ihre Werte. In einer oftmals unvollständig rezipierten Münchner Rede aus dem Jahr 1919 mahnte Max Weber (1988) deshalb: »Gesinnungsethik und Verantwortungsethik sind Ergänzungen, die zusammen erst den rechten Menschen ausmachen, der den Beruf zur Politik haben kann.«

Doch nicht nur im Hinblick auf den Politiker, sondern auch im Hinblick auf die Politik insgesamt als Sphäre der Meinungsbildung und des kollektiven Handelns in einer Gesellschaft gibt es keinerlei substanziellen Grund, eine Unvereinbarkeit zwischen den Interessen und Werten zu postulieren. Im Gegenteil, es braucht beides zugleich; heikel sind nur die Übertreibungen, und das in beiden Richtungen. Wer politisch nichts als Interessen im Auge hat, ohne diese an Werten zu messen, droht in der Kurzfristigkeit und Oberflächlichkeit seines Kalküls hängenzubleiben.

Ohne Werte fehlen der Politik Inhalt und Richtung. Ohne Werte ist man noch nicht einmal in der Lage, seine wirklichen Interessen zu erkennen. Man wüsste nicht, wo man danach suchen sollte. Wer beispielsweise Gerechtigkeit und Gleichheit nicht als (prozedurale) Werte begreift, der hat auch wenig Anlass, sich der Aushöhlung der Rechtsstaatlichkeit durch autoritäre Herrscher entgegenzustellen, und erkennt auch nicht, wie die Regimes der Putins, Erdogans und womöglich Trumps dem aufgeklärten Interesse aller Länder zuwiderlaufen. Wer sich Frieden und Freiheit gar nicht erst als Werte bewusst macht, der bleibt vermutlich auch unsensibel für den Nutzen der Europäischen Union jenseits von allem rein Wirtschaftlichen und muss deshalb darin versagen, das entsprechende Interesse zu verteidigen. Dieses Interesse entsteht überhaupt erst durch die Orientierung an Werten, weshalb es sehr wohl auch darüber des Gesprächs und der Auseinandersetzung bedarf. Das ist ein integraler, vielleicht sogar der wichtigste, der konstitutive Teil der »res publica«.

## Das Wichtigste in Kürze

- Es ist kein Zufall, dass im Begriff der Werte das Ideelle einen der materiellen Sphäre entlehnten Ausdruck gefunden hat. Erst im Zuge der arbeitsteiligen Ausdifferenzierung der Wirtschaft, der Ausweitung des Handels und der Zuwächse an Prosperität gesellte sich im ethischen Diskurs der Wert dem Begriff der Tugenden hinzu. Nun stellte das Wirtschaften kein Nullsummenspiel mehr dar, sondern bedeutete Kooperation zum gegenseitigen Vorteil.
- Werte sind nicht vorgegeben und in Stein gemeißelt, sondern sie werden entdeckt. Sie entstehen und wandeln sich gleichsam als Nebenprodukt in und aus der Interaktion der Menschen.
- Für den einzelnen Menschen sind Werte eine Mühe und eine Notwendigkeit. Sie fordern von ihm eine niemals abbrechende Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und mit sich selbst, sind in seinem Leben aber als Richtschnur für das Handeln unverzichtbar.
- Auch in der Politik sind Werte essenziell. Wer lediglich Interessen im Auge hat, ohne sie an übergeordneten Werten zu messen, droht in der Kurzfristigkeit seines Kalküls hängenzubleiben. Ohne Werte fehlen der Politik Inhalt und Richtung.

## Literatur

- Bocheński**, Joseph M., 1959, Wege zum philosophischen Denken. Einführung in die Grundbegriffe, Freiburg
- Buchanan**, James M., 1989, The Relatively Absolute Absolutes, in: Buchanan, James M., Essays on Political Economy, Honolulu, S. 32–46
- Horn**, Karen, 2012, Im Spiegel von Gott und der Welt, in: Horn, Karen / Schwarz, Gerhard (Hrsg.), Der Wert der Werte, Zürich, S. 90–100
- Kant**, Immanuel, 1977 [1785], Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Weischedel, Werner (Hrsg.), Immanuel Kant – Werkausgabe, Bd. VII, Frankfurt am Main
- Kluckhohn**, Clyde, 1951, Values and Value-Orientations in the Theory of Action. An Exploration in Definition and Classification, in: Parsons, Talcott / Shils, Edward A. (Hrsg.), Toward a General Theory of Action, Cambridge (Mass.), S. 388–433
- Lübbe**, Hermann, 2006, Werte modern – alltäglich und feiertäglich, in: Mohn, Liz et al. (Hrsg.), Werte. Was die Gesellschaft zusammenhält, Gütersloh, S. 55–66
- McCloskey**, Deirdre, 2006, The Bourgeois Virtues: Ethics for an Age of Commerce, Chicago
- Smith**, Adam, 1981 [1776], An Inquiry into The Nature and Causes of the Wealth of Nations, Indianapolis
- Smith**, Adam, 1982 [1759], The Theory of Moral Sentiments, Indianapolis
- Sommer**, Andreas U., 2016, Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt, Stuttgart
- Weber**, Max, 1988 [1919], Politik als Beruf, in: Winckelmann, Johannes (Hrsg.), Gesammelte Politische Schriften, Tübingen, S. 505–560